

ANDY P. JONES

Von wegen Liebe auf den ersten Blick

Buch

William Fisher ist ein Chauvi, wie er im Buch steht. Und er hat ein sehr ambitioniertes Ziel: Er will die Zahl seiner Eroberungen auf Teufel komm raus auf 100 bringen. Innerhalb von sechs Monaten schläft er unter anderem mit einer Kollegin, der Kollegin eines Freundes, der Freundin eines Freundes, der Freundin einer Exfreundin und der Maklerin, die ihm seine Wohnung verkauft hat – und hat noch immer nicht genug. Und er nähert sich gar nicht so langsam und trotzdem sehr sicher der magischen Zahl: 100. Es wäre doch gelacht, wenn das nicht zu schaffen wäre!

Und dann trifft es ihn wie einen Blitz, ausgerechnet bei Nummer 99. Denn die letzte Dame vor dem Ziel, Ivy – die entpuppt sich als Seelenverwandte. Trotzdem glaubt William nicht an diese romantische Liebe-auf-den-ersten-Blick-Kiste, aber wenn es sie gäbe, dann wäre Ivy die Eine, die Richtige. Doch da ist ja noch seine Vergangenheit, seine äußerst ausschweifende, üble Vergangenheit – von der Ivy NIEMALS erfahren darf. Und dann kommt alles anderes, und es ist schließlich Ivy, die William den Boden unter den Füßen wegzieht ...

Autor

Andy P. Jones lebt in London und arbeitet als Werbetexter. Nach Jahren der Fünf-Wort-Headlines beschloss er, mal etwas zu schreiben, das ein bisschen länger ist. *Von wegen Liebe auf den ersten Blick* ist sein erster Roman.

Andy P. Jones

**Von wegen Liebe
auf den ersten Blick**

Roman

Aus dem Englischen
von Barbara Müller

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe November 2011 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2011 by Andy P. Jones
Copyright © 2011 für die deutsche Ausgabe
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München
Umschlaggestaltung: © bürosüd°, München
Redaktion: Anita Hirtreiter
LH · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37768-8

www.blanvalet.de

Princess

Es ist eine Sommernacht,
und alles liegt weit geöffnet da.
Henry Miller, *Wendekreis des Steinbocks*¹

¹ Zitiert nach: Henry Miller, *Wendekreis des Steinbocks*. Deutsch von Kurt Wagneseil. 18. Auflage, März 2009. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 1980. S. 211

Prolog

Gründe, warum ich nicht mit der Frau hätte schlafen sollen, die gerade unter meiner Dusche singt:

1. Wir arbeiten zusammen.
2. Sie ist nett.
3. Sie mag mich sehr.
4. Ich mag sie ein bisschen.
5. Wir haben vorher schon miteinander geschlafen.
6. Ein paarmal.
7. Aber seit März nicht mehr.
8. Was drei Monate her ist.
9. Und damit hätte es vorbei sein sollen.
10. Sie singt erbärmlich.

Diese Aufstellung ist nicht vollständig, aber sie erfüllt ihren Zweck. Ihr versteht, was ich meine. Als ich das erste Mal mit Pippa geschlafen habe, war es okay. Wir waren beide Single. Willige, angetrunkene, ziemlich geile Erwachsene. Warum nicht? Es war nichts dabei. Beim zweiten Mal schon weniger. Dann hat man noch eins draufgesetzt. Es ist nicht mehr so leicht, es als »einfach mal passiert« abzutun. Denn es ist nicht »einfach mal passiert«, stimmt's? Es ist zweimal passiert. Und so weiter. Mit jedem »Mal« steigt es exponentiell. Letzte Nacht war das fünfte Mal, und jetzt singt sie *Lovely Day* unter meiner Dusche. Setzt das noch auf die Liste.

Im Sinne von Ursache und Wirkung ist mit Pippa zu schlafen jedoch nichts im Vergleich dazu, sie auf dem Rücksitz eines Taxis nach der Weihnachtsfeier im Büro zu küssen. Und zu glauben, es wäre eine gute Idee, diese Indiskretion meiner Freundin Kate zu beichten. Meiner jetzigen Exfreundin Kate.

1

Ich mag Weihnachten nicht, wenn alles gut läuft, und heute Morgen läuft gar nichts gut. Zunächst mal bin ich vor fünfzehn Jahren schon aus diesem Bett herausgewachsen. Und außerdem liegt niemand mit mir hier drin. Nicht dass Platz dafür wäre. Und selbst wenn es jemanden gäbe und wenn das Bett groß genug wäre, um für diejenige Platz zu haben, dann würde mir Dad ja noch lange nicht erlauben, dass diejenige das Bett mit mir teilt. »Mein Haus, meine Regeln.« Aber wenn diese Person wenigstens hier im Haus wäre, vielleicht in dem Zimmer nebenan schlafen würde, das mal meiner Schwester gehörte, dann könnte sie wenigstens in mein winziges Bett kriechen, während Dad in der Kirche ist. Fast einunddreißig Jahre alt, und noch immer muss ich meine Freundin – wenn ich denn eine hätte, doch ich habe ja keine, nicht mehr – in mein Zimmer schmuggeln. Frohe Weihnachten, Fisher.

Seit drei Wochen habe ich nicht mehr auf einer ordentlichen Matratze geschlafen (seit ich irgendeinen Hirnkrampf hatte und Kate beichtete, ich hätte Pippa geküsst), und mein Kreuz tut mir weh, als wäre ich wie eine Ziehharmonika in einer kleinen Holzkiste zusammengeschoben worden. Was in gewisser Weise ja auch stimmt. Ich bin knapp zwei Meter groß, und das Bett ist zehn Zentimeter kürzer. Dieses Bett, in dem ich meinen ersten Sex hatte. Damals war ich auch allein.

Donnerstag, den 26. März 1989. Ich war dreizehn. Ich und

eine nagelneue Ausgabe von *Razzle*. Bekommen hatte ich sie von meinem besten Freund (und Amateurpornobaron) El, auch bekannt als Busengrapscher El oder El Diabolo oder einfach nur Lawrence Christopher. Das Magazin und ich verbrachten viele, viele glückliche Tage, Nächte und Nachmittage miteinander. Und wir hätten noch viel mehr davon haben können, wenn Dad es nicht gefunden hätte. Wenn ich heute so drüber nachdenke, wird mir klar, dass er es aktiv gesucht haben muss, statt darüberzustolpern – unter der Teppichunterlage unter dem Teppich unter meinem Bett. Wir verbrannten *Razzle* gemeinsam, und mein Vater hielt hin und wieder eine Seite mit der Kaminzange hoch und fragte mit ernster Miene: »Macht es dir Spaß, dir diesen Dreck anzuschauen, William?«, »Macht dich das an?«, »Ist dir das nicht peinlich, Sohn?« *Ja, ja, und verdammt-noch-mal-doch*, schrie ich stumm, während ich den Kopf schüttelte und zusah, wie eine weitere Phantasievorstellung in Rauch und dreckiger Asche aufging.

Aber das war nicht mal das Schlimmste. Nein, was mir wirklich die Zehennägel aufrollte, war, zu Father MacKinley gehen zu müssen. Um mit ihm ein ernstes Gespräch zu führen. Das war die schwerste Strafe, schlimmer als jeder Hausarrest, jede Tracht Prügel, jede Taschengeldsperre. Es war eine lange, peinliche, erniedrigende Sitzung. Father Mac mit seinem von Adern durchzogenen Gesicht und den Haaren, die ihm aus den Nasenlöchern wuchsen, war äußerst interessiert daran, was die Frauen in diesem »Schmutzheftchen« anhatten oder auch nicht, was sie in diesen verschiedenen Stadien des Unbekleidetseins taten und was genau ich machte, während ich die Bilder betrachtete. Obwohl es keine offizielle Beichte war, musste ich zur Strafe vierzig Rosenkränze beten. Und er gab mir einen Rat, den ich niemals vergessen werde. Das nächste Mal, wenn ich von »falschen Vorstellungen und aufsässigen Lenden« geplagt würde, soll-

te ich meinen Anstoß erregenden Ständer mit einer Deo- wolke besprühen. Das, so versicherte er mir, würde jegliches Entstehen einer lästigen Erektion verhindern. (Und wahr- scheinlich dafür sorgen, dass mein Schwanz immer gut duf- tete.) Von diesem Zeitpunkt an versteckte ich meine Pornos in zwei Plastiktüten unter den Holzdielen unter dem Lino- leum im oberen Badezimmer. Außerdem fing ich an, zweimal am Tag zu duschen. Manchmal auch dreimal.

Heute Morgen jedoch brauche ich kein Deo. Und es liegt auch nicht nur an meinem Minibett, dass meine Libido ver- kümmerert ist – das ganze Zimmer stimmt nicht. Die Wände sind in Kopfschmerz erregendem Pink gestrichen. Wo mal Poster von Madonna und Kylie gehangen haben, hängen jetzt welche von Kanye West mit nacktem Oberkörper und Justin Timberlake mit offener Jeans. Es gibt eine Buntstift- zeichnung von einem Pony auf der Weide. Und eine andere von einer Seejungfrau auf einem Felsen. Auf einer lila Spiel- zeugkommode sitzt eine Lumpenpuppe mit einer Schachtel voller Bänder und farbiger Haargummis. *Die unglaubliche Ge- schichte der Tracy Baker* liegt auf dem Nachttischchen – kein schlechtes Buch, aber nicht ganz mein Fall.

Ich war vierzehn Jahre und knapp zwei Monate alt, als meine Schwester Maria meine Nichte Hermine bekommen hat. Maria war knapp sechzehn, und sie wollte noch weni- ger mit dem Vater zu tun haben als der mit ihr und seiner frisch gebackenen Tochter, und so kam es, dass unsere Rei- hen um zweitausendneunhundertundzehn Gramm anwuch- sen. Die Auswirkungen waren enorm und kamen prompt. Mum war im Sommer des Vorjahres gestorben, und auch wenn es niemand laut aussprach, so brauchten wir dieses Baby doch ebenso sehr, wie es uns brauchte. Ich nahm meine Rolle als Onkel-Bruder-Stiefdad mit Begeisterung an, und in den nächsten viereinhalb Jahren wechselte ich Windeln, ste-

rilisierte Fläschchen, sang Schlaflieder, malte aus, las abends am Bett Geschichten vor und schaute noch mehr Kinderprogramm im Fernsehen als üblich. Baby Herms wurde im selben Monat eingeschult wie ich mein Studium an der Kunsthochschule in London aufnahm. Sie zog in mein Zimmer ein, während ich mit meinem Rucksack die Treppe runterging. Zweieinhalb Jahre später heiratete Maria Hector, und sie zog mit meiner Nichte vier Meilen die Straße hinunter in ein Haus mit fünf Schlafzimmern und acht Apfelbäumen im Garten. Doch mein Zimmer blieb Hermiones Ersatzschlaf- und Spielzimmer in Granddad Fishers Haus. Binnen zwei Jahren gebar Maria Hector Zwillinge – Rosalind und Imogen –, und damit gab es dann drei kleine Mädchen, die Spielzeug unter dem Bett und Popstars an den Wänden hinterließen. Da sie nur vier Meilen die Straße hinunter wohnen, besuchen Maria und ihre Bande den alten Mann mindestens einmal die Woche. Ich schaffe es bestenfalls viermal im Jahr hierher. Was heißt, dass dieses Zimmer in Wahrheit mehr das meiner Nichten ist als mein eigenes, und ich bin kaum mehr als ein gelegentlicher Gast in meiner alten Bude. In den letzten gut zehn Jahren haben die Wände mehr Pinkschattierungen erlebt als der Strand von Brighton am ersten Sommertag. Vielleicht fühlt sich das Zimmer deshalb so klein an – wegen dieser ganzen Farbschichten. Es ist, als würde man in einem Puppenhaus schlafen.

Sogar Kopfkissen- und Bettbezug passen zusammen und tragen dasselbe Barbie-Motiv. Selbst wenn Kate also hier wäre und es mir gelänge, sie in mein Zimmer zu schmuggeln, selbst dann würde ich wahrscheinlich kaum ausreichend Enthusiasmus aufbringen, um irgendeine Sünde zu begehen. Schon daran zu denken kommt mir irgendwie verkehrt vor.

So. Jetzt wisst ihr alles über mein Schlafzimmer. Das ist gut. Dad wird frühestens in einer Stunde von der Kirche zu-

rück sein, deshalb ziehe ich mir mein Laufzeug an, esse eine Banane und gehe raus, um meine Lunge mit frischer nordwalisischer Luft zu füllen. Ich jogge durch ein Wäldchen auf einem Feldweg, der beidseitig von einem matschigen Fli-ckentepich aus Ackerflächen gesäumt ist. Ich finde rasch meinen Rhythmus und verliere mich im automatisierten Muster des Einen-Fuß-vor-den-anderen-Setzens. Es fühlt sich an, als wäre ich gerade erst losgelaufen, als ich am Sportplatz der Saint Francis of Assisi Roman Catholic School, gut vier Meilen von Dads Haus entfernt, ankomme. Als Schüler muss ich Hunderte Male die Strecke gelaufen sein, und es sollte mich nicht überraschen, dass meine Füße mich hierhertragen, wenn ich mein Gehirn ausschalte.

Dad unterrichtet noch immer uninteressierte Kinder in Religion an dieser Schule, die von den Schülern Sweet F.A. High genannt wird. Vielleicht denkt ihr, dass es die Schlägertypen von einem fernhält, wenn der eigene Vater an der Schule unterrichtet. Doch meiner Erfahrung nach spornt es sie nur noch mehr an. »Sing uns ein Kirchenlied vor!« »Wo hast du deine Bibel?« »Fang an zu beten!« Und so weiter. Das meiste davon ging von Doug »Diggy« Chambers aus, Schläger und Klassenclown. Es wäre wahrscheinlich übertrieben zu behaupten, dass ich mit dem Laufen anfang, um eine Busfahrt mit Diggy Chambers zu umgehen. Ich bin gelaufen, weil ich gut darin war und es mir Spaß gemacht hat. Ich bin erst für die Schule und dann für den Landkreis im 10000-Meter-Lauf an den Start gegangen, und irgendwo auf Dads Speicher gibt es eine Kiste mit einigen Siegerschleifen und Pokalen. Nichtsdestotrotz war es an den Tagen, an denen ich gelaufen bin, mit Sicherheit ein zusätzlicher Gewinn, nicht ständig eine Bibel über den Hinterkopf gezogen zu bekommen. Auf eine gewisse Art ärgere ich mich genauso sehr darüber, es hingenommen zu haben, wie darüber, dass Dig-

gy es überhaupt gemacht hat. Und dass ich dem Scheißkerl nicht meinen Laufschuh mit den Spikes quer durchs Gesicht gezogen habe, werde ich mein Leben lang zutiefst bedauern.

Ich dehne meine Waden an den Torpfosten, lege mich in den Matsch und mache fünfzig Liegestütze. Ich war bei der Geburt schon groß, hat Mum immer gesagt. Als ich dann zwölf war, war ich der Größte in meinem Jahrgang und als Tormann ziemlich nützlich. Nicht dass ich mir viel aus Fußball machte. Aber das Ansehen, in der ersten Mannschaft zu spielen, machte einen Großteil des Stigmas wett, der rothaa-rige Sohn des Religionslehrers zu sein. Jetzt hänge ich an der Torlatte, das Metall ist kalt und nass, und ich rutsche zweimal ab, während ich zwölf Klimmzüge mache. Namen, die ich nicht kenne, sind in die Lackierung geritzt, ein paar davon von Herzen umrahmt, andere im Zusammenhang mit Prah-lereien oder Beleidigungen, und ein paar wenige bekunden nur, dass der Träger des Namens hier gewesen ist.

Maria unterrichtet hier jetzt Englisch. Als sie in die zehnte und ich in die achte Klasse kam, fing man an, es zu sehen. Und sie hätte nie wieder zurückkommen sollen. Bis dahin war sie so eine Art subtile Rebellin gewesen – machte einen Großteil ihrer Hausaufgaben, bestand die Prüfungen; aber sie hing auch mit den coolen Kids rum, hatte Freunde, rauchte und schaffte den 1500-Meter-Lauf unter fünf Minuten. Und sie war eine Herzensbrecherin. Ist sie noch immer. Und dann ist sie natürlich schwanger geworden – und daran ist gar nichts mehr subtil. Die ersten paar Wochen hat niemand etwas gesagt. Mum war gerade mal zwei Monate tot, und selbst die legendäre Grausamkeit von Jugendlichen hat ihre Grenzen. Im Oktober fing es dann an. Ich nehme an, es wurde allen langweilig, auf Zehenspitzen um uns herumzuschleichen. Und außerdem ... eine schwangere Religionsleh-rertochter? Wann, wenn nicht dann?

Nicht nur Maria litt darunter. Das war eine Familienangelegenheit. An die Babygeräusche erinnere ich mich am besten. Da saß man in der Klasse und arbeitete an einer Gleichung oder einem Aufsatz oder sonst was, und irgendwann gab irgendein Klugscheißer aus der letzten Reihe – fast immer Diggy Chambers – ein Babyheulen von sich. Daraufhin fiel ein zweiter ein, dann noch einer und noch einer. Am Ende heulten und greinten und quäkten ein Dutzend Kids. Es war noch schlimmer, wenn es in Dads Stunden passierte. Er versuchte, es zu überhören, aber es war so deutlich zu sehen wie sein rotes Gesicht, dass der Spott ihn traf. Manchmal machte ich sogar mit.

Maria schmiss die Schule mit knapp sechzehn Jahren kurz vor Weihnachten. Die zehn Prüfungen, die sie im nächsten Sommer hätte ablegen sollen, hat sie fünf Jahre später alle bestanden (neun mit Eins und eine mit Zwei); sie selbst war damals einundzwanzig und Hermine fünf. Zwei Jahre danach hatte sie ihren Abschluss in der Tasche und fing ein Lehramtsstudium an – und erfuhr im selben Monat, dass sie mit Zwillingen schwanger war. Als meine Schwester ihren Abschluss machte, waren Rosalind und Imogen vier und Hermine dreizehn. Maria ging am selben Tag zurück auf die Sweet F. A. High, dieses Mal als Englischlehrerin, an dem die Zwillinge eingeschult wurden.

Mit Ausnahme einiger weniger oberflächlicher Erweiterungen – Satellitenschüssel, neue Torpfosten, Nebengebäude in Fertigbauweise – hat sich die Schule in den sechzehn Jahren seit meinem Abschluss nicht sehr verändert. Aber wer bin ich schon, dass ich mir darüber ein Urteil erlauben darf? Ich grabe einen scharfkantigen Stein aus dem Dreck, ritze meinen Namen in den Torpfosten und mache mich auf den Rückweg zu einem weiteren Weihnachten bei den Fishers.

Wenn ich Dad das Kochen überließe, würden wir noch zur Teestunde auf trockenem Truthahn herumkauen, daher kümmere ich mich um das Weihnachtssessen. Ich bin bei meinem zweiten Sherry und schäle das vierhundertste Gemüsestück, als Marias Truppen die Türschwelle einnehmen. Meine Schwester kommt zu mir in die Küche, während Dad viel Theater um seine Enkeltöchter macht.

»Frohe Weihnachten, Böckchen«, wünscht sie mir, gibt mir einen nassen Kuss und klaut sich eine Karotte von meinem Schneidebrett.

»Frohe Weihnachten, Wattittchen.«

»Also«, sagt Maria und verschränkt die Arme unter ihrem beachtlichen Busen, »was hast du mit Kate gemacht? Wer hat wen abserviert?«

Ich zucke beiläufig mit den Schultern. »So was passiert.«

»Schwachsinn«, widerspricht mir meine charmante Schwester. »Sie hat dich sitzenlassen, stimmt's? Warum? Was hast du gemacht?«

»Nichts. Ich ... Sie hat mich nicht sitzenlassen, es war nur ... Wir haben einfach beide ...«

»Blabla. Schwachsinn. Hier.« Maria zieht eine Flasche Rotwein aus ihrer Handtasche. »Nur für dich und mich, okay? Verschwende sie nicht an Hector oder Dad. Sie hat neun Pfund gekostet, und die beiden würden den Unterschied zu Essig mit Traubenaroma nicht merken.«

»Kein Schraubverschluss«, antworte ich und nehme dabei die Flasche entgegen. »Du übertriffst dich selbst.«

»Tja, ich bin's ja, die fährt. Und da ich deshalb nur einen Spritzer haben kann, dachte ich mir, es wäre besser, dafür zu sorgen, dass der dann möglichst gut ist.«

Maria schnappt sich einen Champignon.

»He! Ich schufte hier seit halb elf.«

»Dann hast du bestimmt Durst. Mach mal Pause, und hol einen Korkenzieher.«

Ich tue, was sie gesagt hat, gieße uns zwei Gläser Wein ein und reiche ihr das kleinere.

Maria stößt klirrend mit mir an. Sie probiert ihren Wein, lässt ihn im Mund hin und her schwappen und rümpft unzufrieden die Nase. »Weißt du«, meint sie, »ich war nie wirklich überzeugt.«

»Wovon überzeugt? Wovon sprichst du?«

»Kate«, sagt Maria. »Komm schon, Böckchen, penn nicht.«

»Ich dachte, wir hätten das erledigt. Und außerdem hast du gesagt, sie wäre nett.«

Maria zuckt die Schultern und klaut einen weiteren Champignon. »Sie ist deine Freundin – *war* deine Freundin, meine ich. Was sonst sollte ich sagen?«

»Na ja, jetzt hättest du die Gelegenheit dazu«, erwidere ich. »Was hat denn deiner Meinung nach mit ihr nicht gestimmt?«

»Ich glaube gar nicht, dass irgendetwas nicht stimmte. Ich habe in ihr nur nicht die Richtige für dich gesehen, weißt du.«

»Sieht ganz danach aus, als hättest du recht damit. Bravo.«

Maria reckt unbescheiden das Kinn und nippt an ihrem Wein.

»Überhaupt bist du viel zu hübsch für sie«, bemerkt sie.

»Ach, hör doch auf.«

Maria kneift mir in die Wange. »Bist du aber. Ich würde glatt jemanden umbringen für solche Wimpern.«

Im Wohnzimmer grölen Dad und mindestens zwei seiner Enkeltöchter gerade *Rudolph, the Red-Nosed Reindeer*; und es hört sich so schrecklich an, dass ich längst nicht mehr so empört über die Worte meiner Schwester bin.

»Wie geht es euch?«, frage ich und nicke in Richtung des Gesangs.

»Die Zwillinge sind high von Schokolade, Hector ist einfach nur froh, mal freizuhaben, und Hermine läuft mit einer Trauermiene herum, weil sie nicht bei ihrem Freund ist.«

»Dem Schlagzeuger?«

»Er ist so ein großmäuliges kleines Arschloch«, schimpft Maria. »Ich kann ihn nicht ausstehen.«

»Das macht ihn wahrscheinlich so anziehend«, sage ich.

Maria lacht. »Wahrscheinlich hast du recht.« Sie nickt in Richtung Garten. »Hast du Mum schon besucht?«

Ich schüttele den Kopf. »Habe auf dich gewartet.«

»Dann komm mit«, fordert sie mich auf. »Wir bringen ihr was zu trinken.«

Hinten im Garten steht ein steinernes Vogelbad. Ein Marmorteller, der von einer einfachen viereckigen, etwa eins dreißig hohen Säule getragen wird. Auf allen vier Seiten der Säule ist eine Rose eingraviert. Dad besucht noch immer ihr Grab, bringt Blumen zu Mums Geburtstag und ihrem Todestag. Aber mir ist das Vogelbad im Garten lieber, wo wir zusammen gespielt haben. Hier gibt es keine Wörter und keine Daten, nur vier Rosen – eine für jedes Mitglied der Familie Fisher.

Am 22. Juli 1989, ungefähr ein Monat nach Beginn der Sommerferien, hat ein Tesco-Sattelschlepper den vorderen Kotflügel von Mums Wagen gestreift, sodass sie entgegen

dem Uhrzeigersinn auf die Überholspur der Chester-Umgehungsstraße schleuderte. Sie stieß frontal mit einem Motorrad zusammen, das weit genug durch die Windschutzscheibe schoss, um tödliche Kopf-, Nacken- und Oberkörperverletzungen zu verursachen. Ob Mum sofort tot war oder nicht hat uns nie jemand gesagt. Der Motorradfahrer ist im Krankenhaus gestorben. Der LKW-Fahrer blieb unverletzt, erlitt aber einen schweren Schock – da blutet einem doch das verdammte Herz! Und so sehr es sich für mich auch anfühlte, als wären mir die Gedärme aus dem Leib gerissen worden, muss es für Maria schließlich noch schlimmer gewesen sein. Sie war im zweiten Monat schwanger, und niemand sonst auf dieser Welt wusste etwas davon.

Tränen rinnen langsam Marias Wangen hinab; sie bleiben hängen und tropfen beidseitig von ihrem Kiefer, während wir da am Ende des Gartens stehen, uns an den Händen haltend und zitternd.

»Dämlich«, sagt sie. »Man sollte meinen, dass ich inzwischen drüber weg wäre.«

Meine Mum ist länger tot, als ich sie gekannt habe, und ich wünschte, ich würde sie mehr vermissen, als ich es tue. Die Wahrheit ist, dass ich mich an deprimierend wenig aus unseren dreizehneinhalb gemeinsamen Jahren erinnere. Freitagabends gab es immer Fish & Chips, und danach spielten wir Bridge am Küchentisch. Ich erinnere mich daran, in meinem Superman-Schlafanzug auf Mums Knie gesessen zu haben. Ich erinnere mich daran, wie wir zwei Kuchen mit rotem Zuckerguss gemacht haben. Ich erinnere mich an uns vier in selbstgemachten Sergeant-Pepper-Kostümen. Es gibt Fotos davon in unterschiedlichen Fotoalben im Bücherregal, und vielleicht erinnere ich mich auch gar nicht daran.

Ich drücke die Hand meiner Schwester. »Lass uns rein-gehen.«

Maria stellt ein Weinglas auf den Erdboden am Fuß des Vogelbades. Sie leert ihr eigenes Glas und prostet dem kleinen Gedenkstein zu. »Frohe Weihnachten, Mummy.«

»Ja«, sage ich. »Frohe Weihnachten, Mum.«

Maria wischt sich die Augen. »Okay, Böckchen, lass uns die Kartoffeln aufsetzen. Ich bin am Verhungern.«

Das Weihnachtsessen ist ein großer Erfolg, aber schließlich bin ich auch ein großartiger Koch. Das ist das Gute daran, wenn man davon lebt, Regisseur von Werbespots zu sein. Wir arbeiten nicht fünf Tage die Woche, und wir arbeiten auch nicht jede Woche des Jahres. In einem durchschnittlichen Jahr dreht ein gut beschäftigter Regisseur so ungefähr ein Dutzend Spots, von denen ein jeder ein bis vier Drehtage braucht. Dazu kommen Präsentation, Vorbereitung und Nachbearbeitung, doch alles in allem bleibt uns viel freie Zeit. Was einen in den Wahnsinn treibt (oder in den nächsten Pub), wenn man nichts hat, womit man sie ausfüllen kann. Ich laufe, und ich koche. Ich habe Kurse zur französischen, italienischen, thailändischen, indischen und kambodschanischen Küche besucht. Ich nehme Kochshows im Fernsehen auf, Sorge dafür, dass meine Messer immer scharf sind, und verbringe viel Zeit damit, frische und interessante Zutaten einzukaufen. Der heutige Hauptgang besteht aus Truthahn, gefüllt mit mit Perlhuhn gefülltem Fasan. Das klingt wie eine Abart der Natur, ich weiß, aber es ist eine wirklich leckere Abart. Und wenn man dann sieben Menschen damit gefüllt hat, ziehen wir Glückskekse, lesen Witze vor, ziehen uns Papierhütchen auf und gehen für die Bescherung ins Wohnzimmer.

Ich habe passende Turnschuhe mit blinkenden Lichtern in der Sohle für die Zwillinge gekauft, einen iPod für Hermine, einen Tag im Spa für Maria und eine Stunde in einem Ferr-

ari für Hector. Dad bekommt einen Wollpullover, Mütze, Schal und Handschuhe, und obwohl die Heizung auf vollen Touren läuft, zieht er den Pulli an und sagt, er sei perfekt. Von allen zusammen bekomme ich ein Paar Schnürsenkel für meine Laufschuhe. Die Kleinen versuchen nicht zu lachen, während ich es nicht schaffe, meine niederschmetternde Enttäuschung zu verbergen. Wir spielen jedes Jahr dieselbe Pantomime.

Auf dem Weg in die Küche zwickt Maria mir in die Wange. »Frohe Weihnachten, Bökkchen.«

Sie nennt mich Bökkchen, weil ich Steinbock bin. Berühmte Leute, die am selben Tag Geburtstag haben wie ich: Isaac Newton, Annie Lennox, Sissy Spacec, Jimmy Buffet, Rod Serling, Humphrey Bogart, Cab Calloway, Robert Ripley, Conrad Hilton und Jesus Christus. Ich bin um fünf vor vier am Nachmittag zur Welt gekommen, was bedeutet, dass ich in ... genau einer Minute Geburtstag habe.

Dad gähnt theatralisch und fragt nach der Uhrzeit. Hector antwortet, es sei bald vier.

»Sechs Minuten vor vier«, korrigiert Imogen ihn, und Rosalind kichert.

»Ich geh dann mal auf mein Zimmer«, sage ich. »Die neuen Schnürsenkel einfädeln.« Und ich seufze.

Genau aufs Kommando kommt Maria ins Zimmer, und ihr Gesicht strahlt über einer Geburtstagstorte mit einunddreißig Kerzen darauf. Und jetzt alle zusammen ...

»Happy birthday to you, happy birthday to you, happy birthday, lieber William, Bökkchen, Onkel Fishface, happy birthday to you!«

Ich spiele Erleichterung, Verlegenheit, überwältigende Freude. Von allen zusammen bekomme ich eine Laufarmbanduhr mit eingebautem Herzfrequenzmesser. Und kein So-tun-als-ob ist nötig: Ich freue mich riesig.

Nach dem Weihnachts- und Geburtstagskuchen gebe ich auf den Wunsch der Zwillinge und Marias Drängen hin ein halbes Dutzend Karten- und Münzentricks zum Besten und erstaune und erfreue damit jeden außer Hermine, die in einem Alter ist, wo alles, einschließlich Spaß zu haben, verachtenswert bescheuert ist. Heftig geschminkt und finster dreinschauend, versteckt sie sich hinter ihren schwarzgefärbten, blaugesträhnten Haaren, murmelt irgendwas von »Perx«, gleitet vom Sofa und schleicht sich aus dem Zimmer.

»Wer oder was ist Perx?«, fragt Dad.

»Hermiones Freund«, sagt Imogen.

»Ich dachte, er hieße David.«

»So hieß er auch«, meint Maria seufzend.

»Ist eine Abkürzung für Percussion«, erklärt Rosalind, als Dad daraufhin noch immer so aussieht, als verstehe er nichts.

»Er spielt Schlagzeug«, führt Hector weiter aus.

»Er ist ein Dussel«, verkündet Maria laut, und oben wird eine Tür so laut zugeschlagen, dass das Lametta zittert.

Dad, mit je einer Enkeltochter auf jedem Knie, schaltet den Fernseher ein. Maria kuschelt sich an Hector. »*Ghostbusters?*«, sagt Dad. »Toll«, sagen alle anderen.

Unter dem Vorwand, mir etwas zu trinken zu holen, schleiche ich mich hoch in mein pinkfarbenes Zimmer und checke die Voicebox meines Handys.

Keine neuen Anrufe.

Nach einigen Sekunden des Abwägens rufe ich Kate an, aber ihr Mobiltelefon schaltet direkt auf den Anrufbeantworter um. Ich bekomme Lampenfieber, lege auf und schicke ihr stattdessen eine SMS. *Frohe Weihnachten. Xx*. Und ich bereue das zweite »x«, den zweiten Kuss, im selben Augenblick, da ich die SMS abschicke. Drei Küsse wären übertrieben gewesen, klare Sache; drei ist eine romantische Salve, und unsere Tage der romantischen Salven sind, wenn auch vielleicht

nicht vorbei, so doch gewiss in der Warteschleife. Ein Kuss andererseits wäre nur ein kleines bisschen weniger förmlich gewesen als ein Punkt – man sieht ihn da am Ende eines Satzes, aber er berührt einen nicht emotional. Keine Küsse würden einfach nur so aussehen, als schmolte ich. Weshalb ich mich für eineinhalb Küsse entschied: »Xx.« Ein großer und ein kleiner Kuss. Geschafft habe ich am Ende allerdings zwei X. Zwei Küsse. Küsschen, Küsschen. Ein bisschen zu nett für unsere derzeitige Situation. Vor allem wenn man in Betracht zieht, welche Schlüsselrolle dem Küssen bei unserer Trennung zukam. Warum habe ich es nicht einfach bis zum Ende durchgezogen und ihr ein »Happy kissmas« gesimst, mit einem Smiley und einem riesigen Kuss, der aus zwei Dutzend kleineren Küssen bestand? Das hätte man wenigstens als Ironie betrachten können.

Aber ist das alles nicht vollkommen egal?

Maria hat gesagt, Kate wäre nicht die Richtige für mich gewesen? Was du nicht sagst, Miss Marple. Bei sechs Milliarden – 6 000 000 000 – Menschen da draußen, wie wahrscheinlich ist es da wohl, dass die Richtige im selben Büro arbeitet, in denselben Pub geht, dieselbe Schule besucht, auf deiner Halloweenparty auftaucht? Da sind die Chancen größer, mit einem gefundenen Wettschein beim Lotto den Hauptgewinn zu machen. Natürlich war Kate nicht die Richtige. Eine bessere Frage wäre: Gibt es sie überhaupt – die Richtige? Gott, ich hoffe nicht. Ich meine, was wäre das denn für ein fieser Trick? Wie könnte man je zur Ruhe kommen, jemals glücklich sein mit dem Wissen, irgendwo in einem Haus, einem Wolkenkratzer, einem Schuppen, einer Hütte, einer Bruchbude, einem Schloss, einem Turm, einem Palast oder einem verdamnten Iglu könnte die Richtige, die Einzige geduldig darauf warten, dass du sie findest und aus ihren Schneeschuhen haust? Dabei ist es gar nicht so, als wäre



Andy P. Jones

Von wegen Liebe auf den ersten Blick
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37768-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Pick-up Artist meets Make-up Artist. Und auf einmal ist es Liebe.

100 – eine magische Zahl für William Fisher, hat er es sich doch zum Ziel gesetzt, die Zahl seiner Eroberungen auf Teufel komm raus auf 100 zu bringen. Dafür schläft er unter anderem mit einer Kollegin, der Kollegin eines Freundes, der Freundin eines Freundes ... und nähert sich so seinem Ziel. Dann die 99., Ivy ... Ist das Liebe auf den ersten Blick? Blödsinn! Und doch geht ihm Ivy nicht mehr aus dem Kopf. Von seiner Vergangenheit darf sie auf keinen Fall erfahren. Doch dann zieht „sie ihm“ den Boden unter den Füßen weg ...